

Wochenende



Achtung, Zeckensaison! Sie lauern im Gras und mögens feucht: Wie man sich vor den kleinen Blutsaugern schützt. **44**

Wo die Revolution begann

Kreuz Solothurn Keine Hierarchien, gleicher Lohn: Vor 50 Jahren eröffnete die erste Genossenschaftsbeiz der Schweiz. Was ist von der sozialistischen Utopie übrig geblieben? Vertreter zweier Generationen ziehen eine persönliche Bilanz.

Sascha Britsko (Text)
und **Adrian Moser** (Fotos)

Mittagszeit im Kreuz. Die meisten Tische sind besetzt, doch die Bedienung lässt sich nicht aus der Ruhe bringen. Ein Familienvater mit Rastas versucht, sein trotzen-des Kind zu füttern. Am Tisch nebenan sitzt eine intelligente Frau mit Hornbrille, die ihren Kollegen von ihrem neuen Buchprojekt erzählt. Hinter ihr zwei ältere Männer, der Stammtisch, beide eine Stange in der Hand. Prost.

Wer hier eintritt, sieht eine ur-chige Beiz, wie es viele in diesem Land gibt. Doch dieses Lokal ist besonders. Nicht nur, weil es vor 50 Jahren gegründet wurde. Die dicken Holzwände, die Holztische, die niedrig hängenden Lampen erzählen von Jahrzehnten und von den rund 1200 Menschen, die sich am Leben des Kreuzes beteiligt haben.

Eine Geschichte geht so: Als die Genossenschaftsbeiz Kreuz 1973 in der Altstadt von Solothurn gegründet wurde, zogen eine Handvoll junge Leute in die ehemaligen Hotelzimmer ein. Sie lebten und arbeiteten gemeinsam unter einem Dach. Jeder verdiente 5 Franken pro Stunde, egal, ob man in der Beiz, im Büro oder im Haushalt arbeitete. An den monatlichen Vollversammlungen, die unendlich dauerten, erstellten alle Mitarbeitenden gemeinsam die Arbeitspläne, besprachen, ob Neue aufgenommen werden sollten, und stritten darüber, ob ein Kinobesuch ein guter Grund sei, um freizubekommen.

Einer, der damals in die erste Genossenschaftsbeiz der Schweiz einzog, war Rolf Niederhauser. Drei Jahre lang war er Teil dieses Kollektivs. In seinem 1978 erschienenen Roman «Das Ende der blossen Vermutung» schilderte er den Alltag im Kreuz. «Die Gäste wünschen Bedienung – nicht Demokratie», schrieb Niederhauser und vereinte damit zwei Weltanschauungen in einem Satz. Das Ziel des Kreuzes war es nämlich auch, der Welt zu zeigen, dass Wirtschaft demokratisch funktionieren kann.

Eine andere Geschichte geht so: Das Kreuz war Zufluchtsort für schwer erziehbare Jugendliche oder alleinstehende Mütter und deren Kinder. Für Ehepaare, die offene Beziehungen lebten oder welche die Erziehung ihrer Kinder mit anderen teilen wollten. Sie fanden hier ein Zuhause.

Eines der Kinder, die im Kreuz grossgezogen wurden, war Jana Krieg. Schon Kriegs Eltern arbeiteten hier. Als kleines Mädchen rannte sie in Windeln im Restaurant herum, als Jugendliche kehrte sie hier ein, und heute sitzt die mittlerweile 30-jährige Krieg in der Geschäftsleitung.

Viele Anfangsideen mussten über Bord geworfen werden. Die Wohngemeinschaft oberhalb des Restaurants wurde wieder zum Hotel, es gibt eine Geschäftsleitung, und der Lohn ist längst nicht mehr bei allen gleich. Jana Krieg und Rolf Niederhauser setzen sich an einen der Tische: Was ist von den einstigen Hoffnungen und Träumen noch übrig?

Warum habt ihr das Kreuz gegründet?



Jana Krieg und Rolf Niederhauser sind zwei von rund 1200 Personen, die sich am Projekt «Kreuz» in den letzten 50 Jahren beteiligt haben.

Rolf Niederhauser: Wir wollten persönliche Sehnsüchte, Wünsche und Träume im Alltag realisieren. Wir wollten uns nicht dem Betrieb anpassen, sondern umgekehrt den Betrieb nach unseren Vorstellungen gestalten.

Der Grundgedanke war einfach: Sie wollten eine Alternative zum Kapitalismus schaffen. Christian Koller ist Historiker und Direktor des Schweizerischen Sozialarchivs. Zu Kollers Schwerpunkten gehören soziale Bewegungen und die soziale Bewegung der Genossenschaftsbeizen. Diese entstand in der Schweiz in den 70ern bis in die frühen 80er-Jahre mit der Gründung des Kreuzes. Angetrieben durch die 68er-Bewegung wollten alternative, linke Kräfte den Genossenschaftsgedanken «revitalisieren», wie Koller sagt. Genossenschaftliche Projekte gab es schon früher: Handwerksbetriebe, Baugenossenschaften. «Aber nur weil die Trägerschaft eine Genossenschaft war, hiess es noch lange nicht, dass auch die

«Wir unterscheiden uns nicht mehr gross von anderen Restaurants.»

Jana Krieg
Mitglied der Geschäftsleitung

Angestellten mehr Mitspracherecht hatten», sagt Koller. Hier setzte das Kreuz an: Sie wollten konsequenter sein.

«Das waren keine Gastrounternehmer im kapitalistischen Sinn, sondern Menschen mit ähnlichen Wertvorstellungen», sagt der Historiker. In der Regel kamen sie aus dem links-alternativen Milieu und teilten einen Grundgedanken: Wirtschaft soll selbstverwaltet sein. Das heisst: Alle arbeiten mit,

alle sind Genossenschafter, alle haben ein Mitspracherecht, und es gibt keine Trennung zwischen Angestellten und Besitzenden.

«Sie versuchten, einen Kontarpunkt zu setzen zur mehrheitlichen politischen Stimmung», sagt Koller. «Nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch.» Man muss sich vorstellen: Es war die Zeit des Kalten Krieges. Die gesellschaftliche Stimmung war geprägt von Unsicherheit und Angst. Angst, dass kommunistische Kräfte die Schweiz unterwandern könnten. In diesem Sinn wurde jeder und jede, der nur schon Sympathien für die sozialistische Lebensweise zeigte, vom Staat überwacht. Und dann kamen ein paar junge Menschen – und wollen mit sozialistischen Ansätzen wirtschaften.

Inwiefern war das Kreuz ein politisches Projekt?
Niederhauser: Ich bin in der Nachkriegszeit aufgewachsen mit dem Gefühl, ein riesiges Paket an historischer Schuld tragen zu

müssen. Die Generation unserer Eltern hatte es zugelassen, dass Europa durch zwei Weltkriege zerstört wurde und faschistische Diktaturen an die Macht gekommen sind. Viele von uns waren entschlossen, misstrauisch und wach zu bleiben gegenüber blindem Gehorsam. 1968 scheiterte dann der Versuch, die Welt durch eine militante Rebellion umzustürzen – zum Glück. In der Folge versuchten wir, unsere Realität im Kleinen zu gestalten. Und die damals noch bürgerlich geprägte Stadt hat uns toleriert, weil die Genossenschaft unabhängig agierte. Alteingesessene Solothurner – Ärzte, Anwälte, Mitglieder von FDP und CVP – haben Bürgschaften übernommen und einen Betriebskredit gewährt.

Heute ist die Beiz, in der die Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) einst gegründet wurde, eine normale Beiz. Oder ist sie noch eine «Insel der Zukunft», wie die GSoA sie nannte?

Jana Krieg: Das würde ich etwas nüchterner betrachten. Wir unterscheiden uns nicht mehr gross von anderen Restaurants. Klar, wir sind eine Genossenschaft. Aber im Alltag sind wir gewöhnlich geworden. Und das ist weder gut noch schlecht.

Worin liegt noch der Unterschied zwischen einer Migros, die auch eine Genossenschaft ist, und einem Kreuz?

Niederhauser: Leute, die in der Migros arbeiten, können ihren eigenen Arbeitsplatz nicht gemeinsam gestalten. Der wird von der Geschäftsleitung oder vom Verwaltungsrat vorgegeben. Das Grundkonzept der Selbstbestimmung ist im Kreuz geblieben.
Krieg: Den Unterschied machen die Genossenschafter aus. Als ich hier anfang, hat sich niemand mehr für die Genossenschaft interessiert, die Sitzung fand zweimal im Jahr statt – pro forma. Heute haben wir wieder alle paar Monate Sitzungen, die Anzahl Genossenschafterinnen steigt, und sie interessieren sich mehr für den Betrieb. Das ist schön.

Wie kam es dazu?

Krieg: Ich glaube, das hat mit dem Generationenwechsel zu tun. Die Alteingesessenen verabschieden sich und geben den jungen Menschen wieder Raum.

Fühlten sich die Jungen eingeschüchtert von der Übermacht der Alten?

Krieg: Ohne jemandem auf die Füsse zu treten, aber ja, man wurde schnell abgeschmettert mit neuen Ideen. Teilweise hat es seine Berechtigung. Um 2000 herum wurde das Kreuz fast bankrott, weil zu wenig strikt gewirtschaftet wurde. Die ältere Generation konnte den Karren noch herumreissen. Sie haben diesen Respekt verdient. Aber irgendwann wird man betriebsblind. «Das habe ich schon erlebt, das hat schon damals nicht funktioniert», solche Sprüche sind demotivierend.

Was Jana beschreibt, ist der häufigste Reibungspunkt in demokratisch organisierten Betrieben: der Generationenwechsel. Unterschiedliche Erfahrungen prallen aufeinander. Die Alten denken: Die machen die gleichen Fehler wie wir! Die Jungen denken: Die Alten wollen uns nicht lassen!

Oder um es mit den Worten von Christian Koller zu sagen: «Man wird Opfer des eigenen Erfolgs.» Das Problem ist laut ihm die Selbstverwaltung. Die Idee, dass jeder Mitarbeitende sein eigener Chef ist, dass ein Betrieb ohne Hierarchie funktionieren kann, ist gleichzeitig auch der Grund, wieso viele genossenschaftlich organisierte Betriebe scheitern.

Koller macht ein Beispiel: Je besser eine Beiz läuft, je grösser sie wird, desto schwieriger ist es, Entscheidungen im operativen Geschäft demokratisch zu treffen. «Man wird gezwungen, einzuschränken, zu delegieren, kurz: Hierarchien zu erstellen. Und wird automatisch weniger

Fortsetzung auf Seite 34

Wochenende

Fortsetzung von Seite 33

selbstverwaltet.»

Das Kreuz wäre an der Selbstverwaltung beinahe gescheitert.
Niederhauser: Das sehe ich nicht so. Wir haben aus den Fehlern gelernt und Strukturen geschaffen, die endlose Diskussionen erübrigen.

Eine Hierarchie eingeführt?
Niederhauser: Nicht unbedingt. Zudem gibt es auch Hierarchien, die von unten aufgebaut sind, und solche, die von oben diktiert wurden. Entscheidend ist, ob wir die Strukturen gemeinsam schaffen und verändern können.

Ist Selbstverwaltung noch ein Thema im Kreuz?
Krieg: Klar. Dem Heimstättenverein gehört das Haus, wir sind eine Genossenschaft. Der Grundgedanke ist da, es gab nur ein paar Anpassungen wie zum Beispiel eine Geschäftsleitung. Aber die Hierarchie ist flach.

Nach dem Vorbild des Kreuzes entstanden nach und nach in der ganzen Schweiz Genossenschaftsbeizen. Zum Beispiel der Widder in Winterthur, das Lorraine in Bern, das Hirschenek in Basel, das Rössli und das Zähringer in Zürich, das Fass in Schaffhausen. Alle diese Beizen standen vor dem gleichen Problem: Wie kombiniert man möglichst viel Mitspracherecht mit schnellen Entscheidungen?
Christian Koller vom Sozialarchiv sagt, dass früher oder später alle Beizen das sogenannte Phasenmodell durchlaufen: In der Gründungsphase herrschen Euphorie und Aufbruchsstimmung. Man glaubt, die Welt verändern zu können, es dem Kapitalismus zu zeigen. In der zweiten Phase setzt eine schrittweise Ernüchterung ein. Es wird klar: So einfach funktioniert es nicht. «Man ist ja auch in einem gesellschaftlichen Kontext, man ist Teil der Wirtschaft», sagt Koller.

Ausserdem kommt Gleichberechtigung nicht ohne Diskussion aus, und über jede Kleinigkeit diskutieren zu müssen, ist ermüdend. Und schliesslich kommt die letzte Phase: Einige gehen einen anderen Weg, und es kommt zum Bruch. Der Gedanke der Selbstverwaltung löst sich langsam auf. Hierarchien werden eingeführt, die Kluft zwischen Chefs und Angestellten wird grösser.
Sinnbildlich für diesen Kreislauf ist zum Beispiel das Baseltor, auch eine Genossenschaftsbeiz in Solothurn, welche von einer Kreuz-Abtrünnigen gegründet wurde. Die Küche ist über Solothurn hinaus bekannt und erhielt im Restaurantführer «Gault Millau» 12 Punkte. Das Baseltor gehört zwar noch zu einer Genossenschaft, aber wird als eigenständige Aktiengesellschaft und hierarchisch geführt. Nicht alle enden als Aktiengesellschaft, sagt Koller, aber: «Die Frage ist: Was bleibt nach dem Prozess übrig?»
Kritische Stimmen sagen, das Kreuz habe sich neoliberalisiert, es sei Teil des kapitalistischen Systems geworden.
Krieg: Man kann eine Genossenschaft sein, selbstverwaltet, und die beste Küche haben. Das hat nichts miteinander zu tun. Es kommt drauf an, wie man einander behandelt, ob man Vorgesetzte hat oder nicht, wie gross die Lohnschere ist. Wenn jemand hier anruft und nach dem Chef verlangt, müssen wir zuerst zehn Minuten reden, um herauszufinden, welcher Chef gemeint ist.



Breit akzeptiert und ein Zentrum der politischen Kultur: Alle Parteien halten im Kreuz ihre Sitzungen ab – ausser die SVP.



Das Kreuz vermietet auch Zimmer auf zwei Stockwerken.

Niederhauser: «Neoliberalisiert», das ist ein Urteil von oben herab. Das Kreuz funktioniert von unten. Ich bin auch für die Überwindung des Kapitalismus, aber ich glaube, wir können ihn nur überwinden, indem wir ihn gnadenlos verbessern, bis er sich erübrigt. Das Kreuz ist ein Teil dieser Verbesserung.

Was hat das Kreuz persönlich bei euch verändert?
Krieg: Das sozialistische, anarchistische Gedankengut gaben mir meine Eltern mit. Zusammenhalten, sich nicht alles gefallen lassen, konstruktive Lösungen suchen, niemanden verurteilen, das lernte ich früh. Ich lasse etwa alle

«Das Kreuz funktioniert von unten.»

Rolf Niederhauser
Gründungsmitglied



Die Speisekarte bietet Gutbürgerliches, regional und biologisch.

Bewerberinnen probearbeiten. Auch wenn sie in anderen Betrieben Probleme hatten. Alle haben eine zweite Chance verdient. Ich musste noch nie jemanden nach der Probezeit rausschmeissen.
Niederhauser: Hier habe ich Möglichkeiten erfahren, soziales Leben gestalten zu können, wie ich das an anderen Arbeitsplätzen nicht erlebt habe. Als wir das Kreuz gegründet hatten, war Solothurn rigid freisinnig. Es war eine Provokation, Schlägereien unter Bauarbeitern gehörten zum Alltag. Heute ist die Beiz breit akzeptiert, sie ist zum Zentrum der politischen Kultur geworden: Fast alle Parteien halten hier ihre Sitzungen ab.

Krieg: Ausser die SVP. Vielleicht sind wir wegen dieser Durchmischung auch unpolitischer geworden.
Die Entpolitisierung passiere nicht nur in Genossenschaftsbeizen, sondern lasse sich gesellschaftlich beobachten, sagt Christian Koller. «Früher hatten Beizen ein politisches Label», sagt Koller. Einige Beizen wurden boykottiert, weil sie Streikbrecher bewirteten. Einige wurden gemieden, weil bestimmte politische Parteien ihre Sitzungen dort durchführten.
Sinnbildlich dafür ist, dass der einstige Armeechef Christophe Keckeis einst im Kreuz einen

Kaffee getrunken haben soll. Sogar eine Neonazi-Gruppe tagte schon im Kreuz. Sie verteilten nach ihrer Sitzung Flugblätter, so wurden die Mitarbeitenden überhaupt auf sie aufmerksam. Doch rausgeworfen wurden sie nicht. Die Gruppe dürfe hier etwas trinken, hiess es. Einfach keine politische Werbung machen.

Findet im Kreuz eine andere Politisierung statt, abseits der Parteienlandschaft?
Krieg: Der Verein Kreuz Kultur ist unser Sprachrohr. Er organisiert den Frauentag, gibt Statements heraus. Als der Krieg in der Ukraine ausbrach, haben wir zum Beispiel Geld für den Wiederaufbau gesammelt.
Niederhauser: Dem Kreuz verdanken wir auch die Literaturtage. Dadurch ist Solothurn zu einem kulturellen Hotspot geworden. Das Kreuz hat die Stadt verändert – und wurde «normaler» in dem Mass, in dem Solothurn zeitgemässer wurde.

Gibt es Dinge, die Sie am Kreuz nerven?
Krieg: Die Schwerfälligkeit. Manchmal diskutieren wir Dinge zu Tode. Wenn mir jemand dreinredet, der zwei Schichten pro Woche übernimmt, habe ich Mühe.
Niederhauser: Leute, die meinen, alles besser zu können, gab es immer. In meinem Roman wollte ich zeigen: Sobald wir uns nicht schematisch an Vorgaben halten, wird Alltag unendlich komplex und lässt sich gar nicht beschreiben, nur erfinden. Entscheidend ist, dass wir gemeinsam Probleme definieren und Strukturen entwickeln, um diese Spannung aushaltbar zu machen. Es ist ein unendlicher Prozess. Aber könntest du dir vorstellen, irgendwo anders zu arbeiten?
Krieg: Manchmal denke ich: Einmal Genossenschaft und nie mehr. Bevor ich die leitende Position hatte, fand ich es cooler. Ich gebe mein Herzblut hier rein und bin darum gereizter, wenn mir Leute dreinreden. Momentan kann ich mir nicht vorstellen, irgendwo anders zu arbeiten.

Die neue Generation setzt andere politische Schwerpunkte als die alte. Wie diese aussehen, lässt sich laut Koller nicht abschliessend beschreiben. «Mein Eindruck ist, dass die Jungen sich mehr am Konsum orientieren», sagt Koller. Themen wie ein alternatives Kulturangebot, vegane Produkte, ökologische Lebensweisen stehen im Vordergrund. Gleichzeitig sind die Ur-Anliegen der Genossenschaftsbeizen, wie die Überwindung des Kapitalismus, in den Hintergrund gerückt.
Und das passt wiederum in den vorherrschenden Zeitgeist: Konsum ist politisch. Das Klima ist politisch. «Wenn man ein Angebot vollständig umstellt, dass keine klimaschädlichen Produkte mehr angeboten werden, ist das auch eine politische Botschaft», sagt Koller. Das Selbstverständnis der Jungen ist heute anders – und doch irgendwie gleich wie vor 50 Jahren: Sie möchten ein Vorbild sein.
Was ist heute anders als vor 50 Jahren?
Niederhauser: Die Welt ist anders. Zum Glück.
Krieg: Und das Kreuz hat sich mit der Welt verändert. Wobei es versuchte, das Kreuz zu bleiben. So weit es möglich war.

Rolf Niederhauser: Das Ende der blossen Vermutung. Neuauflage, 27.50 Fr., bei Essaisagites.ch.